

die Grund- oder Grundsteuer erlegt werden mußte, welche zur Kritik befähigte.

Von diesem Vorurtheil hat man sich immer noch nicht so ganz losgerissen, daß nicht hin und wieder den Recensenten Gründe abgefordert würden, ja diese haben ein solches Verlangen nicht einmal gänzlich abgelehnt und zahlen, so gut sie können, jene Steuer, wenn auch meistens in schlechten Assignaten von Scheingründen. Könnten und sollten sie sich diese unnöthige Aus- und Abgabe nicht durchaus ersparen?

Jean Paul*) hat einmal einen Vorschlag gethan, der zur Befestigung der literarischen Aristokratie dienen sollte, den aber die Demokratie, da jene ihn lau aufgenommen, für ihr eigenes Interesse ausbeuten sollte. Es betraf dieser Vorschlag eine Literatur-Zeitung ohne Gründe, die er von einem Lessing, Goethe, Schiller, Wieland, Herder, von sich selbst und andern Leuten ähnlichen Schlags geschrieben wissen wollte. Er und die Seinigen sollten ohne Gründe, alle übrigen Menschenkinder sollten nur mit Gründen recensiren dürfen.

Ein Glück, daß dieser antiliberalen Vorschlag nicht recht zur Ausführung gekommen, daß, wenn Goethe hin und wieder auf ihn eingegangen und ohne besondere Gründe noch sonderlichen Grund Mancherlei gelobt, die übrige Aristokratie ein Gleiches sich nicht unterfangen.

In der That bezweckte dieser Jean Paul'sche Vorschlag eine Kontre-Revolution noch vor unsrer Revolution, vielleicht, daß Jean Paul diese vorausgesehen und ihr vorbeugen wollen. Ja, vielleicht wurde gerade durch diese schändliche Proposition der literarische tiers-état angeregt, das Werk seiner Emancipation zu beschleunigen.

Ich nenne jene Proposition schändlich, und kann man sie anders nennen? Wollte sie nicht die Aristokratie, die Reichen von jeder Steuer entbinden, um das sogenannte Volk ihr um so unwiderbringlicher zu unterwerfen? Arme Tröpfe und Teufel, die kaum für den nächsten Hausgebrauch, für ihren täglichen Handel und Wandel die nöthigen Gründe aufstreiben, sollten mit Gründen das Recht erkaufen, in den literarischen Wahlversammlungen zu stimmen, was doch, wie die Erfahrung lehrt, auch ohne Gründe passabel geschehen kann, während die Millionaire an Gründen und Gedanken diese ruhig im Säckel sollten behalten dürfen!

Eine solche Bill mußte nothwendigerweise durchfallen, sie konnte nicht zur zweiten Lesung gelangen, nicht einmal in jener aristokratischen Zeit, in welcher Jean Paul schrieb.

*) In der kleinen Nachschule zur Vorschule der Aesthetik.

Man lehre die Proposition um, man fordere von der Aristokratie des Geistes Gründe und erlasse sie der Demokratie, und Nichts kann gerechter seyn.

Nichts ist trauriger, Nichts gewährt einen jämmerlichern Anblick als Menschen, die, im Bewußtseyn ihrer Rechte, sich dieser nicht zu bedienen wagen. Unsere Recensenten kennen ihr Recht, ohne Gründe zu urtheilen, allein sie üben es nur halb. Um dem Gebrauche zu fröhnen, lassen sie sich auf Gründe ein, aber um ihrem Rechte Nichts zu vergeben, nur auf solche, die freilich fast so gut als gar keine sind. Warum thun sie nicht den letzten Schritt, warum verzichten sie nicht auch auf diese? Sollte ein Gefühl der Schaam, was man bei Recensenten doch nicht allzuoft bemerkt haben will, sie von einem solchen Schritte, der kaum ein Schritt über den Rubikon zu nennen, abhalten, wahrlich, so wäre es an der Zeit, daß sie sich ihrer Schaam endlich schämten.

R. v. Groscreutz.

Astolf, dramatisches Gedicht in fünf Akten von Eduard Servais. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1842. (142 Seiten. 8.)

In dem vorliegenden Drama wird uns ein Gemälde aus der Geschichte Spaniens vorgeführt. Astolf, Sohn des Königs Rodrigo von Castilien, wird von seinem Bruder Sancho verleumderisch des Vater- und Königsmords beschuldigt. Er flüchtet sich zu seinem Freund Alfonso, Sohn des Königs Fernando von Navarra. Mit ihm tritt aber auch das Schicksal in Fernando's Pallast ein und stiftet Unheil. Alfonso und Solante, die Tochter des Grafen von Gormaz, deren Liebesbund von ihren Vätern gesegnet worden war, müssen sich trennen. Alfonso zieht für Astolf's Thronrecht gegen Sancho in's Feld. Nun folgt Verwirrung auf Verwirrung, Unglück auf Unglück, Mord und Todtschlag, bis zuletzt ein Zweikampf entscheiden soll. Astolf tödtet Sancho, muß aber verwundet ebenfalls dem Schicksal unterliegen, da Sancho sein Schwert vergiftet hat. Es endet sich das Stück mit Alfonso's Worten, die zugleich den tiefen Sinn desselben ausdrücken:

Das Glück ist nicht das höchste Ziel im Leben,
Wer groß gerungen, lebt unsterblich fort.
Und traf des Schicksals Fluch auch hier sein Streben,
Er thront ein Herrscher ew'gen Ruhmes dort!

Die Entwicklung des Dramas ist leicht und ungewungen, die Charaktere sind zum Theil gut gehalten, zum Theil fehlt ihnen jedoch Naturwahrheit. — Insbesondere sind ihre Handlungen nicht immer motivirt genug. Dieß ist z. B. in dem Charakter der Sabina